

Noli me tangere

Aus dem Französischen von Christoph Dittrich

Jean-Luc Nancy | Noli me tangere

diaphanes

Titel der französischen Originalausgabe:

Noli me tangere. Essai sur la levée du corps

© Bayard Éditions, Paris 2003

1. Auflage

ISBN 978-3-03734-046-2

© diaphanes Zürich-Berlin 2008

www.diaphanes.net

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag, Layout, Satz: 2edit, Zürich

Druck: Ludwig Auer, Donauwörth

Inhalt

Prolog	7
Im Fortgehen	17
Mè mou haptou – Noli me tangere	29
Der Gärtner	37
Die Hände	43
Maria von Magdala	51
Rühr mich nicht an – Berühre mich nicht	59
Epilog	65

Prolog

Es gibt in der Geschichte oder Legende des Jesus von Nazareth wohl keine Episode, die in der christlichen und post-christlichen, östlichen und westlichen Ikonographie nicht dargestellt worden wäre. Daher gab es im Zeitalter dieser Bilder eine ganze Gesellschaft und Kultur, die sich als »Christenheit« wiedererkannte und anerkannte. Von der Verkündigung der Empfängnis Christi bis zu seinem Fortgang von dieser Welt wählten Maler, Bildhauer und in geringerem Umfang Musiker jeden Moment der beispielhaften Erzählung zum Motiv.

Diese Erzählung präsentiert sich im Übrigen als Abfolge von Szenen oder Gemälden: Der eigentliche narrative Faden ist sehr dünn und die Episoden sind weniger Momente eines Fortschreitens denn Stationen vor beispielhaften Darstellungen oder geistlichen Lektionen, wobei die einen meist mit den anderen vermengt sind. Dies ist besonders in der Form des Gleichnisses der Fall, das in den Texten des Evangeliums ausdrücklich als eigentlicher Lehrmodus Jesu bezeichnet wird, zumindest als Lehrmodus seiner öffentlichen Verkündigung.¹ Doch kann man durchaus sagen, dass sich die ganze Erzählung des Evangeliums als Gleichnis präsentiert: Wenn das Gleichnis einen Modus der Figuration vermittelt einer mit der Darstellung eines moralischen Inhalts beauftragten Erzählung bildet, so ist das gesamte Leben Jesu eine Darstellung der Wahrheit, von der er sagt, er sei sie selbst. Doch das bedeutet, dass dieses Leben nicht nur eine unsichtbare Wahrheit bebildert und veranschaulicht: Es ist

1 Mt 12,34–35; Mc 4,33–34.

auf identische Weise die Wahrheit, die sich vergegenwärtigt oder präsentiert, indem sie sich repräsentiert.² Dies besagt zumindest der Satz des christlichen Glaubens: Man glaubt nicht nur an von einem Propheten überbrachte, übersetzte oder ausgedrückte Wahrheiten, man glaubt auch oder man glaubt zunächst, und letztendlich vielleicht ausschließlich, an die effektive Vergegenwärtigung und Präsentation der Wahrheit als Leben oder singuläre Existenz.

In diesem Maße wird die Wahrheit hier selbst gleichnishaft: Der *logos* unterscheidet sich nicht von der Figur oder dem Bild, denn dessen wesentlicher Gehalt ist genau genommen, dass sich der *logos* figuriert, vorstellt, präsentiert und zur Darstellung bringt, sich ankündigt als Person, die unerwartet eintritt, die sich und damit das Original der Figur zeigt. »Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen. Wie kannst du sagen: Zeig uns den Vater?«³ Es gibt nichts und niemanden zu zeigen, nichts oder niemanden zu enthüllen oder zu offenbaren. Das Denken der Offenbarung als zu Tage Fördern einer versteckten Wirklichkeit oder auch als Entzifferung eines Geheimnisses ist lediglich die religiöse oder gläubige Modalität (im Sinne einer Form subjektiver Vorstellung oder subjektiven Wissens) von Christentums oder Monotheismus im Allgemeinen. In ihrer nicht religiösen und nicht gläubigen Tiefenstruktur jedoch (oder gemäß

2 So unterscheidet sich das Gleichnis deutlich von der Allegorie. In dieser Hinsicht teile ich die Überzeugung von Jean-Pierre Sarrazac, der in *La parabole ou l'enfance du théâtre*, Belfort 2002, selbst wiederum die exegetische These von Charles Harold Dodd aufgreift. Vgl. S. 50–60.

3 Joh 14,9 [Die Bibelzitate stammen aus der deutschen Einheitsübersetzung. Gelegentliche Anpassungen an die französischen Zitate sind in den entsprechenden Fußnoten gekennzeichnet. A.d.Ü.]. Ich möchte mich wirklich nicht an den Diskussionen um die Versuche beteiligen, die Übersetzung dieser Texte zu erneuern – die Künstler, deren Werke diesen Essay begleiten, kannten solche Diskussionen nicht.

der Auto-Dekonstruktion der Religion, die darin ihr Spiel beginnt)⁴ bildet die »Offenbarung« die Identität des Enthüllbaren und des Offenbaren, des »Göttlichen« und des »Menschlichen« oder auch des »Weltlichen«. Deshalb bringt sie auch die Identität von Bild und Original mit sich, sei es auch, dass sie dabei ganz folgerichtig die Identität von Unsichtbarem und Sichtbarem impliziert.

Daraus folgt, dass die als Gleichnis von Gleichnissen verstandene Erzählung des Evangeliums sich gleichzeitig als zu interpretierender Text und als wahre Geschichte darbietet, wobei Wahrheit und Interpretation zueinander und eins durch das andere identisch werden. Jedoch nicht so, dass die Wahrheit letztlich auf dem Grund der Deutung erschiene, noch auf jene andere Weise, dergemäß die Wahrheit ebenso unendlich und vielfältig wie die immer wieder neu begonnenen Deutungen wäre. Die Identität zwischen der Wahrheit und ihren Figuren muss anders aufgefasst werden, nämlich in jenem Sinn, den das Denken des Gleichnisses kundtut. Als Jesus von seinen Jüngern gebeten wird, seinen Gebrauch der Gleichnisse zu erläutern, erklärt er ihnen, diese seien für jene bestimmt, denen es nicht »gegeben ist, die Geheimnisse des Himmelreiches zu erken-

4 Mit »Dekonstruktion des Christentums« versuche ich eine Bewegung zu bezeichnen, die sowohl Analyse des Christentums ist, ausgehend von einer Position, die vermeintlich in der Lage ist, es zu übersteigen, als auch die eigentliche – transformatorische – Verschiebung des Christentums, das sich selbst übersteigt, sich absetzt und dabei Zugang zu Ressourcen gibt, die es selbst gleichzeitig verbirgt und verdeckt. Das Christentum löst sich nicht nur vom Religiösen und nimmt sich von ihm aus, sondern es weist jenseits seiner selbst auf die Stätte dessen, was sich letztlich der primären Alternative von Theismus und Atheismus entziehen müsste. In Wirklichkeit bearbeitet diese Dekonstruktion auf verschiedene Weise den gesamten Monotheismus der »Schriftreligionen«. Diese Arbeit antwortet stets darauf: Der »Eine« Gott ist genau genommen nicht mehr »ein Gott«. Ich werde an anderer Stelle darauf zurückkommen. Der kleine Essay, den wir lesen werden, ist von diesem Thema abhängig, doch nährt er es nur auf laterale Weise.

nen«⁵ (den Jüngern hingegen ist diese Erkenntnis gegeben). Man könnte erwarten, dass das Gleichnis denen, die »sehen und doch nicht sehen, die hören und doch nicht hören und nichts verstehen«⁶, die Augen öffnen und ihnen durch seine bildliche Formel einen eigentlichen Sinn lehren würde. Nun, Jesus sagt nichts dergleichen. Im Gegenteil erklärt er, dass die Gleichnisse für ihre Zuhörer das Wort Jesajas erfüllen: »Hören sollt ihr, hören, aber nicht verstehen; sehen sollt ihr, sehen, aber nicht erkennen.«⁷ Und exakt in diesem Zusammenhang äußert er eine seiner bekanntesten und paradoxesten Sentenzen: »Denn wer hat, dem wird gegeben, und er wird im Überfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat.«⁸ Folglich zielt das Gleichnis zunächst darauf, denjenigen, der nicht sieht, in Blindheit zu belassen. Es verfährt nicht mittels einer Pädagogik der Figuration (der Allegorie, der Illustration), sondern ganz im Gegenteil mittels einer Ablehnung oder Verweigerung des Pädagogischen.

Man muss im Übrigen anmerken, dass eben mit der Wendung »die sehen ohne zu sehen« in anderen Texten des Alten und des Neuen Testaments sowohl die Götzenbilder, die Idole, als auch ihre Verehrer bezeichnet werden.⁹ Der Kult der »Götzen« wird nicht als Beziehung zu Bildern verurteilt, sondern weil diese Götter und die Augen, die sie anbeten, in sich zunächst nicht jene allem Sichtbaren vorgängige (Ein)sicht empfangen haben, durch die allein es Göttlichkeit und Verehrung geben kann. Deshalb muss man, um zu erhalten, bereits besitzen: Man muss genau genommen über die

5 Mt 13,11.

6 Ebd., 13.

7 Ebd., 14.

8 Ebd., 12.

9 Ich erlaube mir, zu dieser Frage auf meine Studie »Das Darstellungsverbot« in *Am Grund der Bilder*, aus dem Französischen von Emanuel Alloa, Berlin-Zürich 2006 zu verweisen.

rezeptive Disposition verfügen. Und diese kann immer nur bereits erhalten worden sein: Dies ist kein religiöses Mysterium, sondern die eigentliche Bedingung der Rezeptivität, der Sensibilität und des Sinnes im Allgemeinen. Die Worte »göttlich« oder »heilig« könnten womöglich niemals etwas anderes bezeichnet haben als eben diese Passivität oder diese Passion, die jede Art von Sinn einführt: sinnig, sensibel oder sinnlich.

Das Gleichnis geht nicht vom Bild zum Sinn, zur Bedeutung: Es geht vom Bild zu einer Sicht, die bereits gegeben oder nicht gegeben war. »Ihr aber seid selig, denn eure Augen sehen« sagt Jesus zu den Jüngern;¹⁰ oder auch diese andere, mehrfach wiederholte Wendung: »Wer Ohren hat, der höre!«.¹¹ Das Gleichnis spricht nur zu dem, der es bereits verstanden hat, es zeigt nur denen, die bereits gesehen haben. Den anderen verbirgt es, was es zu sehen gibt und auch die Tatsache, *dass* es zu sehen gibt. Die im strengsten und traurigsten Sinne religiöse Auslegung dieses Gedankens wäre, dass die Wahrheit den – gemäß dem Text übrigens immer wenigen – Auserwählten vorbehalten bliebe. Die gemäßigte religiöse Interpretation führt zu der Aussage, dass das Gleichnis eine abgeschwächte und provisorische Schau darbietet, die zur weiteren und tieferen Suche anregt: Doch ganz offensichtlich verbietet der Text eben dies zu denken (wenngleich diese Auslegung sehr häufig ist). Im Gegenteil, der Text nötigt zu denken, dass das Gleichnis und die Anwesenheit oder die Abwesenheit der »geistigen« Sicht direkt und unmittelbar korrelativ sind. Es gibt nicht mehrere Figurations- oder Buchstäblichkeitsgrade des Sinns; es gibt ein einziges »Bild« und demgegenüber ein Sehen oder eine Blindheit. Gewiss übersetzt Jesus seinen

10 Mt 13, 16 [Das frz. Zitat lautet wörtlich übertragen: »Selig eure Augen, denn sie sehen!« A.d.Ü.].

11 Ebd., 9.

Jüngern mehr als einmal eines seiner Gleichnisse. Doch dadurch gibt er ihnen lediglich nochmals jene (Ein)sicht, die sie bereits haben. Wiederum erneuert das Gleichnis die Sicht oder die Blindheit. Es erneuert die Gabe oder den Entzug der wahren Sicht.¹²

Das Gleichnis ist folglich nicht in der Beziehung der »Figur« zum »Eigentlichen« angesiedelt, noch in der Beziehung des »Scheins« zur »Wirklichkeit« oder in der mimetischen Beziehung; es liegt in der Beziehung des Bildes zur Sicht. Das Bild ist Sicht, wenn es gesehen wird, und es wird gesehen, wenn die Schau in ihm und durch es entsteht, so wie die Schau nur sieht, wenn sie mit und in dem Bild gegeben ist. Zwischen Bild und Sicht liegt nicht Nachahmung, sondern Teilhabe und Durchdringung. Die Teilhabe der Sicht am Sichtbaren und des Sichtbaren wiederum am Unsichtbaren ist nichts anderes als die Sicht selbst. (Die *methexis* in der *mimesis* ist ganz gewiss eine der Äußerungen des griechisch-jüdischen Chiasmus, an denen die christliche Erfindung anknüpft.)

Deshalb ist das Gleichnis weit davon entfernt, sich auf die Formel einer Allegorie zurechtstutzen zu lassen. Es hat selbst an der Gabe der Sicht teil und an dem »Überfluss«, der jenen sicher ist, die bereits haben. Im Gleichnis gibt es mehr als eine »Figur«, doch gibt es auch – gleichsam in umgekehrtem Sinn, in entgegengesetzter Richtung – mehr als einen ersten oder letzten Sinn. Es gibt einen Überschuss an Sichtbarkeit, oder genauer, es gibt einen doppelten Überschuss an Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit.

12 Wie die Kontingenz dieser Gabe oder dieses Entzugs denken? Man müsste hier die Frage der Erwählung oder der Gnade eröffnen, was unser Anliegen übersteigen würde. Sagen wir in unserem unmittelbaren Zusammenhang einfach, dass die – immer ohne überzeugenden Grund, und sogar gegen die Vernunft, bezeichneten oder ausgewählten – Jünger, nicht erwählt werden, weil sie bereits die »Sicht« haben, sondern sie erhalten diese im Gegenteil, weil sie auserwählt sind.